

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

121 (27.5.1915) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 26. Mai

des „Volksfreund“

Nummer 120 — 1915

## Maßnahmen gegen Brotwucher in früheren Zeiten.

Unsere Altvordern verstanden es besser als das heute lebende Geschlecht, das Publikum vor Ueberborteilung durch die Lebensmittelproduzenten zu schützen. In früheren Jahrhunderten hatte man amtlich festgesetzte Marktpreise für die gebräuchlichsten Lebensmittel. Besonderen Wert legte man auf die Festsetzung der Brotpreise. Sie wurden so geregelt, daß der Brotpreis immer in einem gerechten Verhältnis zu den jeweiligen Getreidepreisen stand und eine Ueberborteilung der Konsumenten durch die Bäcker ausgeschlossen war. Was wir in der gegenwärtigen Zeit der fabelhaften Lebensmittelpreise vergebens fordern: Die Festsetzung von Höchstpreisen für unser tägliches Brot, das war im Mittelalter und noch bis weit in die neuere Zeit hinein in den meisten deutschen Städten verwirklicht. Damals galten nicht nur bei Krieg und Teuerung, sondern zu jeder Zeit gesetzliche Vorschriften, die die Brotpreise regelten. Die älteste bekannte Vorschrift dieser Art findet sich im Augsburger Stadtrecht von 1276. Danach wurden die Brotpreise in folgender Weise bestimmt: Alljährlich, wenn Getreide der neuen Ernte zu haben war, trat eine aus zwei Bürgern und zwei Bäckern bestehende Kommission zusammen. Sie kaufte einen Scheffel Weizen und einen Scheffel Roggen, je zur Hälfte von bester und von geringerer Qualität. Das Geld für den Einkauf hatte der städtische Münzmeister vorzuschießen. Das Getreide wurde vermahlen und unter Aufsicht der Kommission verboden. Probefaden nannte man diese Verrichtung. Nach dem Brotgewicht, das aus der angegebenen Getreidemenge gewonnen war, berechnete die Kommission den Brotpreis, der nach ihrem Vorschlag von einer Amtsperson, dem Burggrafen, festgesetzt wurde und damit für die Bäcker bindend war. Wenn das Probefaden verkauft war, bekam der Münzmeister das vorgestreckte Geld zurück. — Der in der angegebenen Weise festgesetzte Brotpreis, allgemein als Brottag bezeichnet, galt bis zur nächsten Ernte mit der Maßgabe, daß er innerhalb seiner Gültigkeitsdauer, den Schwankungen der Getreidepreise entsprechend, herauf- und herabgesetzt werden konnte.

Ähnliche Bestimmungen wie die Augsburger bestanden in fast allen Städten Deutschlands. Verschieden war die Zusammenfassung der Kommissionen, die die Brottage festzulegen hatten. Diese wurde nicht immer für ein ganzes Jahr bestimmt, sondern mit Rücksicht auf die Schwankungen des Getreidepreises in manchen Städten vierteljährlich, in anderen monatlich und wieder in anderen jede Woche aufs neue geprüft und nach Bedarf geändert. Man begnügte sich nicht mit der Festsetzung der Brottage, sondern die Bäcker wurden auch dauernd daraufhin kontrolliert, ob sie die Tage innehielten. Die Ausführung der Kontrolle war die Aufgabe der aus der Bürgererschaft ernannten Brotmeister oder Brotfänger. In manchen Städten waren besondere Beamte für diese Funktion angestellt. In Köln war der Bürgermeister in eigener Person verpflichtet, bei den Bäckern das Brot zweimal in der Woche nachzuwiegen. Andere Stadtverwaltungen hatten eine öffentliche Brotwaage aufgestellt, wo die Bäcker monatlich einmal ihre Ware nachzuwiegen lassen mußten. Die Brotkontrolle erstreckte sich übrigens nicht nur auf das Gewicht, sondern auch auf die Güte des Brotes. Natürlich wurden die Bäcker, welche man dabei ertappte, daß sie das Publikum durch zu leichte oder schlechte Ware betrogen, ohne Rücksicht in Strafe genommen.

So machte man es in früheren Jahrhunderten, um das Volk vor Brotwucher zu schützen. Doch nicht immer konnte die gute Absicht vollständig verwirklicht werden. Trotz Brottage und Strafandrohung gab es zu allen Zeiten gewinnstüchtige Bäcker, die es verstanden, das Publikum zu überborteilen, bis ihnen die Behörden das Handwerk legten. Einen Fall dieser Art berichtet die Chronik der Stadt Nürnberg aus dem Jahre 1615. Damals war das Getreide gut geraten und stand niedrig im Preise. Aber die Bäcker suchten den Preis noch weiter zu drücken und gaben trotzdem ein zu geringes Brotgewicht. Dadurch haben die Bäcker, wie die Chronik sagt, die Bürger samt den Bauern, die das Getreide zu Markt gebracht, nach ihrem Gefallen gepreßt und ausgezogen, worüber große Klagen entstanden. Infolgedessen jandte der Rat in einer Nacht acht Stadtschneide aus, die in alle Bäckereihäuser unversehens eindrangen, von jedem Bäcker zwei Brote, insgesamt 500 Brote, mitnahmen, die dann amtlich gewogen und ohne Ausnahme zu leicht befunden wurden. Die Bäcker mußten dies Vergehen gegen die Brottage mit Geldstrafen büßen, die sich insgesamt auf mehrere hundert Gulden beliefen.

Die Verhängung von Geldstrafen, meistens in Verbindung mit Konfiskation der zu leichten Brote zugunsten der Armen und der Wohltätigkeitsanstalten war die mildeste Form der Bestrafung betrügerischer Bäcker. Sie griff auch erst in der späteren, mehr human gerichteten Zeit allgemein Platz. Im Mittelalter hatte man für Verstöße gegen die Brottage viel härtere, oft sogar recht entehrende Strafgattungen. Damals waren Geldstrafen nur in den leichtesten Fällen üblich. Im Wiederholungsfalle wurden unbedingt Freiheitsstrafen verhängt. Außerdem finden wir die im Mittelalter weitverbreitete Strafgattung des Prangerstehens häufig gegen eigennützigere Bäcker angewandt. In Rittau hatte man für straffällige Bäcker eine eigenartige Art des Prangerstehens erdacht. Der verurteilte Bäcker mußte seine als zu leicht befundene Ware im „Schandkranz“ — einer lediglich diesem Zweck dienenden offenen Bude — feilbieten, wobei er ebenso wie der am Pranger Stehende dem Hohn und Spott des Publikums ausgesetzt war. — Der Schneidbäcker, auch Schupf genannt, war ein Brot-

mittel, das bis in die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts gegen brotwuchernde Bäcker angewandt wurde. Man setzte den verurteilten Bäcker in einen großen Korb, den man an einem Galgen aufhing. Dieser Galgen stand auf einem öffentlichen Platz am Rande eines schmutzigen Tümpels, über dessen Wasserfläche der waggerichte Balken des Galgens weit hinausragte. Da baumelte also der Korb mit dem Bäcker über dem Schmutzwasser zum Gaudium der umstehenden Menge, die mit der Verhöhnung des Verurteilten nicht kargte. Dieser durfte sich durch einen Sprung aus dem Korb ins schlammige Wasser aus seiner unangenehmen Lage befreien. Wenn er damit zu lange zögerte, dann ließ ihn der Büttel mit einer Stange hinunter. So bildete ein Bad in der Schmutzpflanze auf jeden Fall den Abschluß des Strafvollzuges.

Diese entehrende Art der Bestrafung hatte einmal ein furchtbares Nachspiel. Ein Bäcker in Zürich, an dem im Jahre 1280 die Strafe des Schnellgalgens vollzogen wurde und der dabei längere Zeit unter dem Hohn und Spott der Zuschauer zu leiden hatte, rächte sich für diesen Schimpf dadurch, daß er in einer stürmischen Nacht sein Haus in Brand steckte. Während der Brandstifter entfloß, legte die Feuersbrunst einen großen Teil der Stadt in Asche.

In späterer Zeit hat man ja mildere Strafgattungen gegen Uebertretungen der Brottage angewandt. Manchmal hatte der Strafvollzug einen humoristischen Beigeschmack. So wurde beispielsweise ein Bäcker in Frankfurt a. M., der das Brot durch Beimischung von Sand verfälscht hatte, eingesperrt und mußte im Gefängnis das von ihm verfälschte Brot selbst essen. Man wird zugeben müssen, daß diese Strafgattung für Lebensmittelverfälscher durchaus angemessen ist. Es wäre gar nicht so übel, wenn zum Beispiel Landwirte, die heute zu hohen Preisen Kartoffeln auf den Markt bringen, die in normalen Zeiten als Viehfutter kaum gut genug sind, verurteilt werden könnten, einige Zentner solcher Kartoffeln selbst zu verzehren.

## Aus feldpostbriefen.

### Ueber die Kämpfe im Pfisterwald

Schreibt ein Karlsruher Parteigenosse und Mitglied der Freien Turnerschaft folgendes:

Neu-Willers, den 4. April 1915.

Liebe Eltern und Bruder!  
Heute kann ich Euch die Mitteilung machen, daß es uns geglikt ist, einen schweren Durchbruchversuch der Franzosen zurückzuweisen, sowie die in der Nachbarbrigade verlorene Stellung wieder zurückzugewinnen. Im Gegenfeld, im Pfisterwald, wurde am 3. März um 10 Uhr die Kämpfe begann. Die beiden Tage werden uns unübergeblieben bleiben. Ein solches Feuer, von Artillerie und Infanterie, habe ich noch nie gehört. Der Wald sieht stellenweise aus, einfach schauerlich. Sämtliche Äste abgebrochen und viele Bäume getötet, die übrigen wie Strohhalme. Man sieht nur noch die nackten Stämme in die Höhe ragen. Am 31. März, vormittags 11 Uhr, wurden wir (wir lagen gerade in Reserve) alarmiert und besetzten den rechten Flügel unserer Brigade, um bei einem eventuellen Durchbruch der Franzosen von der Flanke zu fassen.

Der erwartete Durchbruch auf jenem Flügel erfolgte nicht (das heißt wurde abgefochten), dagegen setzte der Kampf in der Mitte und am rechten Flügel ein. Dort war es den Franzosen am 30. März gelungen, zwei Schützengraben zu nehmen. Wir erhielten nun den Auftrag, die Franzosen wieder herauszuwerfen und mußten deshalb hinter den rechten Flügel marschieren. Der Weg dorthin wurde von den Franzosen mit Granaten besetzt, so daß wir einen großen Umweg machen mußten, jedoch schlugen auf dem ganzen Wege rechts und links von uns die schweren Geschosse ein. Gegen Abend, bei eindringender Dunkelheit, kamen wir hinter dem bedrohten rechten Flügel an. Raum hielten wir auf der Höhe, als auch schon die Schrapnell über unseren Köpfen kreppten. Mit Ausnahme eines Unteroffiziers neben mir, der eine Beinverletzung erlitten, wurde jedoch niemand getroffen. Wir lagen nun etwa 2 Stunden auf diesem Platz, wobei ständig die Geschosse über uns hinwegsprühten, als der Befehl kam: 2. und 3. Kompanie stürmt die Wälderhäuser, 1. und 4. zur Unterstützung als Reserve. Wegen veränderter Umstände mußte der Angriff auf den anderen Morgen verschoben werden. Wir blieben deshalb an der gleichen Stelle bis zum andern Morgen liegen. Die Kälte fraß uns an den Knochen und in der Nacht schlugen die Granaten ein. Morgens gegen halb 6 Uhr stand ich auf die Füße und berief mich durch Laufen etwas Wärme zu verschaffen, wobei ich mich etwa 100 Meter von meinem Lager entfernte, als plötzlich die feindliche Artillerie ihre Granaten in unsere Kompanie hineinwarf. Die Schmerzgeschreie der Verwundeten erfüllte die Luft, es war fürchterlich. Auf Befehl unserer Offiziere zogen wir uns nach rechts, wo wir an einem steilen Abhang einigermaßen Schutz fanden. Doch bald kam der Befehl, ins Gefecht einzugreifen und rücken wir deshalb in einem halbkreisförmigen Bogen wieder an den bedrohten Punkt. Dabei kam ich bei einem Wunde vorbei. Drei Krankenträger hatten einen Verwundeten weggeschafft, hierbei traf sie eine Granate und alle vier wurden getötet. Nun wir kamen an und 1 und 4 besetzten einen Laufgraben als linke Seitenbedeckung, während 2 und 3 den feindlichen Graben hürten. Der Sturm auf den Graben gelang, aber die Wälderhäuser konnten nur bis auf zwei geholt werden. Vor diese beide verlegte die französische Artillerie ihr Feuer, so daß es unmöglich war, bezugzunehmen. Von der 1. und 4. Kompanie wurden am Vormittag noch zwei Züge vorgeschickt zur Verstärkung, während zwei Züge noch in Reserve blieben. Gegen diese Reserven richtete sich das französische Artilleriefeuer besonders, als gegen Mittag (1. 5.) verschiedene Bataillone zu unserer Verstärkung eintrafen. Ueber das, was ich an jenem Tage noch erlebte, will ich lieber, wenn ich erlebe, später mal nimblich Mitteilung machen. Nur einen Fall will ich noch mitteilen: Wir lagen in einem Laufgraben, Oberleutnant G., mein Kompanieführer, ich, Zinsgraff (von Beierheim), wie einige Ordnenmannen, sowie die beiden Züge hatten in einem Laufgraben als linke Flankenbedeckung Stellung genommen, als uns die französische Artillerie bemerkt zu haben schien. Ein unheimliches hässliches Geschützfeuer wurde auf unseren Graben eröffnet, unaufhörlich schlugen die Granaten bei uns ein; zwei Reserven gerade an meiner Stelle. Der Oberleutnant erließ einen Splitter durch die Wade und blutete

schwer. Der Mann rechts von dem Oberleutnant wurde nicht verletzt, während der zweite rechts getötet wurde. Nach links war ich neben dem Oberleutnant und bekam einen Splitter am Arm, durch Mantel, Rock und Unterweste, der im Demd stecken blieb und nur die Haut ritzte; dem nächsten Mann nach links neben mir wurde Arm und Bein abgeschlagen, so daß der Tod sofort eintrat. Zinsgraff und mein Kompanieführer kamen unverletzt davon. Solche Fälle kamen im Laufe des Tages noch genug vor, doch will ich die Schilderung unterlassen. Auch mein Signalhorn erhielt 2 Löcher, so daß es unbrauchbar wurde. Gegen Abend des 1. April, als genügend Verstärkung eingetroffen war, erhielten wir den Befehl, aus dem Gefechte auszuscheiden und zu unserer Brigade zurückzuziehen, wobei wir nachts gegen 12 Uhr eintrafen. Eine Verpflegung während des Gefechts war unmöglich, so daß es höchste Zeit war, denn die Leute waren zu erschöpft. Die ganze Nacht und auch am nächsten Tage tobte noch die Schlacht, doch konnten wir befriedigt auf unsere Arbeit zurückblicken. Bis zum Eintreffen von Verstärkungen hielten wir fast allein den in großer Uebermacht angehenden Feind auf. Unheimliche Folgen hätte es gehabt, wenn er an diesem Punkte durchgebrochen wäre. Unsere Verluste im Bataillon sind noch nicht genau festgesetzt, doch werden es über 100 Mann an Toten und Verwundeten sein.

Daß ein großer Durchbruch geplant war, geht auch daraus hervor, daß auf dem ganzen westlichen Kriegsschauplatz nur im Pfisterwald der Teufel los war. Der Artilleriekampf war so heftig diese Tage über, daß man keinen einzelnen Artilleriegeschütz mehr untersuchen konnte, es war ein ununterbrochenes Getöse, etwa wie ein großer Wasserfall.

Diese Engländer und Amerikaner, ich habe sie so fest ich kann. Die Engländer, weil sie den Ritt angeführt haben und die Amerikaner, weil sie unseren Feinden die Panikbrücke lieferten. Fast die ganzen Artilleriegeschosse der Franzosen sind neue amerikanische Geschosse von unheimlicher Wirkung. Nun, die Zeit wird noch kommen, wo auch mit diesen beiden abgerechnet wird, ich wünsche nur, es noch zu erleben.  
Gestern bezogen wir wieder unsere alte Stellung und während ich in der heutigen Nacht von Samstag auf Ostermontag diesen Brief schreibe, tobt in der Nachbarbrigade wieder der unheimliche Kampf. An unserer Stelle wagen die Franzosen nicht anzugreifen, denn hier würden sie buchstäblich vernichtet. Nun, wir wollen hoffen, daß der Kampf ein gutes Ende nimmt. Werde Euch so oft als möglich ein Lebenszeichen zukommen lassen. Auf baldige frohe Heimkehr hoffend, grüßt Euch alle herzlich  
Heinrich  
2485

## Vermischtes.

Einer aus der guten Gesellschaft. Zu den Opfern der „Lujitania“ gehört auch Alfred Wandlerbild. Er gehörte der vierten Generation der weltbekannten Wandlerbild-Familie an. Sein Vater, Cornelius II. Wandlerbild, hatte sein Vermögen unter seine beiden Söhne sehr ungleich verteilt; der ältere, Cornelius, hatte durch seine Verheiratung mit Grace Wilson sein leibhaftiges Vermögen ererbt und wurde daher mit einem Anteil von „nur“ 6 Millionen Mark abgefunden, während die Hauptmasse des Wandlerbild'schen Vermögens dem jüngeren Bruder Alfred oblag. Der Verstorbenen sah sich jedoch veranlaßt, seinem Bruder Cornelius aus festen Gründen noch eine weitere Zuteilung von 12 Millionen Mark zu machen. Die beiden Brüder waren übrigens einander so unähnlich wie möglich. Während auf Cornelius III. Wandlerbild sich die alte Arbeitskraft der Familie beruht hatte, und er im Schaffen seine Aufgabe und Pflicht sah, war Alfred Wandlerbild nichts anderes als Erbe und Genießer. Vermögensmäßig ist die, man kann wohl sagen: einzige „Leistung“, durch die er je in seinem Leben die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Es war nämlich Alfred Wandlerbild's Verdienst, daß der alte Sport der Rutschfahrten zwischen London und Brighton neu belebt wurde. Im Jahre 1908 war es, als Wandlerbild seine elegante Kutze, die den Namen „Venture“ führte, auf der Strecke London-Brighton zu dreimaliger Hin- und Rückfahrt in der Woche in Dienst stellte. Jeder, der 15 Schilling erlegte, durfte an diesen Fahrten teilnehmen, vorausgesetzt, daß in der Kutze ein Platz frei war, und Wandlerbild's Vermögen an der Sache bestand darin, daß er selbst die Rüge führte. Ein Geschäft war die Sache für Wandlerbild gerade nicht, denn da er für die Fahrten aus Amerika eigens 60 prächtige Chauffeurwagen überbringen ließ und zur Pflege der Pferde und zum Umhängen usw. nicht weniger als 98 Mann anstellte, so konnte er selbst bei fürstlichen Reisegeldern nicht wohl auf einen Ueberfluß rechnen. Wandlerbild's Besesstheit in der englischen Gesellschaft, mit der er durch seine Ehe, die Herzogin von Marlborough, in nahen Beziehungen stand, war übrigens einmal sehr gefährlich. Das war, als seine erste Frau die Scheidungsfrage gegen ihn einreichte. Sie war eine Schwägerin der Lady Cheselmore, und ihre Hochzeit mit dem amerikanischen Millionär bildete im Jahre 1901 eines der größten „Ereignisse“ im Londoner Gesellschaftsleben. Wandlerbild ließ sich für seine Geschäftsführung nicht abhalten, die Freunde der Liebe auch bei anderen Frauen zu suchen, und seine Liebesromane führten schließlich zu einem Doppelselbstmord. Darauf kam es zur Scheidungsfrage. Um diese Zeit wurde Alfred Wandlerbild von der ganzen englischen Gesellschaft, König Edward an der Spitze, in Acht und Bann getan. Erst im Jahre 1911 ging er, diesmal aber in aller Stille, eine zweite Ehe mit der geschiedenen Frau des Dr. Smith Wolins Re. Am ein, und im nächsten Jahre sah er den Plan, überhaupt nach England überzusiedeln. Er besah auf der Tenise bei Margate ein Hausboot, das zu den prächtigsten auf dem Fluß gehörte, und zog seine glänzende Mietwohnung an der Ecke von Park-lane und Piccadilly bei weitem seinem New Yorker Palaste vor. Damals ließ er auch sein bekanntes Geschäft nach England überführen. Er hinterläßt zwei Söhne, die sich in seine vielen Millionen zu teilen haben werden.

## Die Zug- und Trugbahn.

Der Rufel rollt, es rollt der Dolan.  
Der Sovereign, der Louis d'or —  
Auf dieser Rollbahn, immer toller,  
Rollt abwärts unser Feinde Korps.

Begabt Minister' Presfigelichter  
Und Gassenpöbel da und dort  
Und Professoren, Redner, Richter —  
Da rollt die Rollbahn lustig fort!

Wie Dirnen künstlich sind die Brüder,  
Wenemderbande überall —  
Ragt auf: ihr rollt zum Uebergrund nieder  
Und furchtbar jäh mich euer Fall!

— in der „Jugend“